

Nacht mir das Glück hold? Wahrhaftig, ich seh' Ein Kleeblatt, ein großes, im thau- feuchten Klee! Ich war in Gedanken so weit ab vom Glück, Ich dacht' nicht ans Suchen, da fand es mein Blick! — Mit jubelndem Rufe hab' ich mich ge- bückt Und hab' mir die Gabe des Glückes pflückt! Wie hat's aus dem Grünen verheißend lugt! So findet die Liebe man nur unge- sucht! Wie ist nun so sonnig der Frohsinn wach! Das Finden des Kleeblatts hat Glück ja gebracht!

Das Lösegeld.

Skizze von F. W. I. b. e.

Der junge Arzt, Viktor Elze, liebte die süße, kleine Leonie aus der Ober- försterei. Er hätte das herzige Kind gern auf der Stelle geheiratet, denn er sehnte sich nach einer behaglichen Häuslichkeit. Hier in dem friedlichen Landstädt- chen kam man auf solche soliden An- wandlungen, die einem früher so gönz- lich fern gelegen. Viktor Elze war Berliner. Schwer hatte er sich entschlossen, die Metropole mit dieser Idylle zu vertauschen. Aber ein Anfang mußte gemacht werden. Und da er durch Zufall die gute, ein- trägliche Landpraxis eines seiner Kousenbrüder übernehmen konnte, ließ er sich in dem lieblichen Nest nie- der.

Doch das Schicksal machte es gnädig mit ihm und spendete ihm zum Trost einen reizenden Bekker. Das waren Oberförsterei. Ein urgemüthlicher, alter Herr — Wittmer — und dessen einzige Tochter Leonie, genannt Wildkat. Der Oberförster hatte große Sym- pathie für den jungen Arzt und begab sich gern in dessen Gesellschaft. Viktor Elze schien der Abglanz sei- ner eigenen Jugend. Immer humor- voll, von gesundem Witz, freier Le- bensauffassung. Gleich nach dem ersten Zusamen- sein drückten sie sich verständnißvoll die Hände.

Das Gegenheil vom Vater war die Tochter, die lustige Wildkat. Sie zeigte dem Doktor die Zähne, blühende, weiße, feste Zähne, und be- nahm sich so, daß ein andere Reihhaus genommen hätte. Sie verkanzt sich dahinter, um ihr Herzchen noch nicht zu verrathen", dachte er stillbergnütig. „Der Augen- blick wird schon kommen! Es ist zur Entzeit. Der breite, stattliche Hof der Ober- försterei schien wie ausgeföhren. Heut' mußte Alles hinaus in das Ackerland, das zur Oberförsterei ge- hörte, denn das Getreide soll eingefah- ren werden.

Auch im Hause ist Alles still. Wie ein Bild des Friedens schimmert es durch die grünen Baumwipfel, rings vom Walde umgeben. „Das richtige Dornröschenschloß“, seufzte Leonie. Sie sieht ganz verlassen auf der un- tersten Treppentstufe der Veranda und beobachtet die schlafenden Hunde, die, ermattet von der Hitze, platt ausge- streckt auf dem kühlen Rasen liegen. „Aber es lohnt sich nicht, den erlö- sende Prinzen zu erwarten, denn in der ganzen Gegend giebt's ja keinen. Höchstens einen Doktor! Und dieser eingebildete, molante Mensch soll mich am allerwenigsten befreien können“, entscheidet sie trotzig.

Sie wirft ihren blonden Lockenkopf zurück, redt ihre geschmeibige Gestalt, nach Art der Wildkatze, blinzelt in die Sonne — und — sagt einen Plan. Sie geht über den Fluß in die Mägdehütte — nimmt einen weißen Feldhut, einen sogenannten Helgolan- der, vom Riegel — zieht eine lose Bluse aus blauem Kattun an, deren Aermel halblang sind, und einen weiten, kur- zen Rod. Dann verbirgt sie ihr hübs- ches, pikantes Gesichtchen unter dem riesigen Wollenschieber. So wanderte Leonie auf die Felder. Sie konnte ja auch mal die Leute kontrollieren, wie Papa das immer that, und schließlich war's da noch eher auszuhalten als in dem öden Hause.

Auf dem Acker herrscht reger Betrieb und tadelloser Ordnung. Als Leonie herantritt, sehen die Leute erstaunt von ihrer Arbeit hoch. „Will die uns hier im Weg steh'n?" Der Großvater lacht über sein gan- zes, breites Gesicht. „Ich möchte helfen“, sagt sie würde- voll. Sie schütteln alle ungläubig den Kopf und drehen ihr den Rücken. Die Arbeit eilt. Leonie muß sich also zufrieden ge- ben. Sie lagert sich an dem Feldgraben und probirt die Entzeit, indem sie sie behutsam aus der Hülle schält und das mehligte Pörrchen zerbeißt. Da kam ein Wagen die Chaussee entlang. Die Räder rollten im Trabe.

Nebraska Staats-Anzeiger und Herald.

J. P. Windolph, Herausgeber. Grand Island, Nebr., 20. Oktober 1905 (Zweiter Theil.) Jahrgang 26 No. 8.

— Es mußte ein flottes, leichtes Ge- fährt sein. Sie kannte ein solches Ge- fährt: Es gehörte dem Doktor. Richtig, Viktor Elze kuschelte selbst. Die Wildkat dackte sich. Sie zog die Beine ein, senkte die mächtige Schute bis an das Knie. Nun konnte der Doktor unmöglich Verdacht schöpfen. Sie hätte sich furchtbar geschämt, wenn er sie in diesem Aufzuge gesehen, und sie fürchtete seinen Spott. Aber trotz aller Vorsicht verrieth sie sich doch. Sie hatte ihre beiden Arme um die Knie geschlungen. Am rechten Handgelenk blühte ein matter, perlengefähter Goldreif. Den kannte Viktor Elze. Blühlich hielt der Wagen. Leonie rührte sich nicht. Da trat jemand ganz leise an sie heran, legte die Hand auf ihre Schul- ter und sah ihr lachend unter den wei- ßen Stürmer. Blühschnell sprang die Wildkat auf. Ihr kam ein rettender Gedanke. Er sollte seine Kühnheit schon büßen. Flammenden Auges stand sie vor dem Doktor.

„Eine festsche Schnitterin“, sagte er mit unterhöhlenem Entzücken. „Die hiermit von ihrem Recht Ge- brauch macht“, erwiderte sie schlagfer- tig. Und nun kam etwas ganz Uner- wartetes. Leonie hatte schnell mehrere Getrei- dehalme zusammen gewunden und schlang sie um Rücken und Taille des jungen Arztes. Aber ihre schlanken Finger zitterten leicht. „So — nun sind Sie gebunden“, rief sie dann mit heller Stimme. „Schaut Leute, der Herr Doktor ist über die eben gemachten Stoppeln ge- gangen. Nun verlangt ein Lösegeld, das ist euer Entrecht!“ Die Arbeiter hielten in ihrer Thätig- keit ein und blickten augenzwinkernd auf das junge, lustige Paar.

Der Doktor winkte dem Großvater und drückte ihm einen Halter in die Hand. Der Mann dankte ehrerbietig. „Darf ich nun um Befreiung bitten“, fragte der Arzt dann die schöne Schnitterin. Sie rief mit kurzem Rud die Ge- treideseffel durch. Und als sie so dicht an seiner Brust stand bei der Beschäftigung und der Goldreif an ihrem Arm klimperte, sagte er zufrieden lächelnd: „Wir spre- chen uns wieder, Wildkat!“

Leonie kam nach Hause. Papa war zum Glück noch nicht da, und sie konnte unentdeckt in ihr Zim- mer schlüpfen, um die Entzeit abzu- zulegen. Hier merkte sie, daß ihr der goldene Armreif fehlte, den sie noch vorhin an ihrem Handgelenk gesehen. Sie erschraut heftig. Diese werthvolle Goldspange war ein Andenken an Leonies verlorbene Mutter, die dies Schmuckstück als er- stes Brautgeschenk vom Oberförster er- halten. Mit einer langen Mahnrede hatte der Vater das Armband seinem Kinde übergeben und ihm die schlimmste Strafe angedroht, wenn sie es etwa verbummeln sollte. Sie besah nämlich ein furchtbares Pech im Verlieren.

Leonie ließ sich also für diesen Fall eine Sicherheitsstette an das Kleindorn schmieden. Nun schien es so fest und zuverlässig, daß sie völlig beruhigt sein konnte. Und doch — es war fort! Sie sieht blaß aus, ihr zittern fast die Knie. Aber das thatenlose Grübeln nützt nichts. Sie muß sich schleunigst nach ein Nemand etwas davon erkärbt, auf den Weg machen und nachsuchen. Sehr niedergeschlagen trat sie ihre Wanderung an. Es war still! Feierabend! Die Nacht senkte sich auf die Felder, weich, befänktigend wie Schlaf auf den müden Menschen. Leonie hatte den zottigen Hühner- hund mitgenommen, der sollte ihr mit seinem scharfen Spürsinn behülflich sein. Sie durchstöberten um die Wette das Terrain — aber vergebens. Da wollte es das Unglück, daß wie- derum das bekannte, flotte Doktorge- fährt herangerollt kam. Schon vom Bod aus rief er ihr übermüthig zu: „Noch nicht Feier- abend machen, kleine Schnitterin?“ Sie fuhr immer zusammen, wenn sie diese leicht ironische Stimme hörte. Sein Lachen embörte sie. Er näherte sich ihr langsam. Da — einem plötzlichen Impulse fol- gend — fuhr sie auf ihn los mit der Miene eines Detektivs: „Sie haben mein Armband! Ich sehe es Ihnen ja an!“

Er machte ein überaus vergnügtes Gesicht. Das reizte sie noch mehr. Sie stampfte mit dem Fuße auf. „Der Schmutd ist ein theures An- denken an meine verlorbene Mama! Zu Haus giebt's einen Mordstän- dal, wenn ich ihn verloren habe!“ Der Doktor hatte ein Einsehen. Ganz gemächlich zog er seine Brief- tasche heraus und klappte das rothe Zuchtlein auseinander. Leonie bligte es verheißungsvoll entgegen. Schnell streckte sie das Hand danach aus, doch Viktor Elze hielt dieses liebe Händchen fest mit leisem Druck. „So leicht geht das nicht, Wildkat. Erst ein Lösegeld!“

„Das ist eine dumme Revanche“, schmolzte Leonie. Seine Augen tauchten leuchtend in die ihren. „Erst das Lösegeld!“ sagte er noch einmal bringender. Sie wurde verwirrt. Da hat er in seiner gemüthlichen Weise: „Süße Leonie — nur einen Ruf — einen einzigen!“ „Weiter nichts?“ dachte sie. Aber sie schüttelte energisch das lodige Köpf- chen. Der Doktor sah ihre beiden Hände. „Wollen uns doch vertragen, kleine Wildkat. Ich habe Sie ja so herzlich lieb.“ Das klang so einfach, so ehrlich — völlig ohne Ironie.

Leonie machte ein verwundertes Ge- sicht. Dann entgegnete sie wie ein trost- liches Kind: „Von erster, treuer Liebe kann bei Ihnen gar nicht die Rede sein, Herr Doktor!“ „So — so?“ „Ja — weil Sie ein ganz schlechter Mensch sind, der sich immer nur über mich lustig macht mit seinem unaus- stehlichen Spott, weil Sie fortwährend nur die Ohren spitzen, um mir eine Dummheit vorzuwerfen.“ Wenn man's mit solchem Eigen- sinn zu thun hat, muß man ganz schlau zu Werke gehen“, erwiderte der Doktor fröhlich. Und er legte den Arm um Leonies Schulter. Seine Augen ruhten mit warmem Feuer auf dem frischekinde an seiner Seite, das so stolz und trotzig, in sonnenberührter Jugend da- stand.

„Das Lösegeld“, flüsterte er bit- tend. „Aber — nicht ansehen“, sagte sie leise. Er küßte den frischen, rothen Mund. Und dann, außer sich vor Glück, nahm er den schimmernden Blondenopf in seine beiden Hände und sah seiner jun- gen Liebe tief in die Augen. „Nun will ich Dir auch gestehen, daß ich Dir den Armreif einfach abgeknippt habe, als mich die reizende Schnitterin band. So sehr war sie bei der Sache, daß sie den Gaunergriff gar nicht be- merkte.“ Jetzt lachte Leonie. Und der Doktor erklärte: „Für mein theures Lösegeld wollte ich doch weni- gers auch einen Späß haben und der Wildkat zeigen, daß ich sie doch noch an Schlaueit übertrasse.“ „Das ist ja eben so entsehrlich“, sagte sie ganz unglücklich. Doch er tröstete grohmüthig: „Nun werden wir Frieden schließen, sollst sehen!“

Sie wollte noch einmal aufbrausen, aber erlegte die goldene Armspange um ihr Handgelenk — wie zur Beruhi- gung. Dann sagte er zärtlich: „Und jetzt komm, mein Lieb. Wir wollen zu Hause Deinem Vater die scherzhafte Episode erzählen von dem Lösegeld!“ Von der Sekundärbahn. Auf dem Bahnhof kommt ein 40 Mann starker Verein an. „Na“, sagt der Vorstand, „was ist denn das, Laut Fahrplan sind noch fünf Minu- ten Zeit bis zum Abgang des Zuges, und dort fährt er schon hinaus!“ „Ja“, antwortet der Stationsdien- ner, „als der Lokomotivführer den Hauften Leut' kommen sah, hat er Angst kriegt und ist aus'gerissen!“ Das Schlimmere. „Mir hat sie ewige Treue ge- schworen — und sie hat ihr Wort ge- brochen!“ „Na, trösten Sie sich! — Mir ist's noch schlimmer gegangen! Mir hat Eine ewige Treue geschworen und — sie hat ihr Wort gehalten!“ Aus der höheren Lehrerschule. „Was wissen Sie, Fräulein Alma, von der alten Geschichte?“ „Daß sie ewig neu bleibt!“

Die Robertson-Kur.

Ein Reise-Erlebnis. Von Ernst Balzer.

Herr Stadtrath Max Hilbert aus Ziefen halle im Koupe 2. Klasse Platz genommen und war glücklich, dasselbe vollständig für sich allein in Beschlag nehmen zu können, denn wenn über- haupt in Ziefen Jemand verreiste, so geschah es in vierter, oder höchstens dritter Klasse. Aber der reiche Ja- britsbefitzer Hilbert, der größte Steuerzahler von Ziefen, konnte es sich schon leisten, „Zweiter“ zu fahren und sogar, mit Hilfe eines guten Trink- geldes, ein ganzes Koupe für sich allein in Beschlag zu nehmen, wo er es sich so gemüthlich wie nur möglich einrich- tete, die Fenster verschloß und sich be- quem in die Ecke rückte.

Das ging auch eine Weile so ganz gut; auf der Station A. aber, einem Knotenpunkt der Eisenbahn, hatte diese Herrlichkeit aufgehört. Die Thüre wurde aufgerissen. „Na, hier ist ja noch viel Platz!“ mit diesen Worten und einen strafenden Blick ge- gen den etwas verlegen die Achsel zuckenden Schaffner ließ der Sta- tionsvorsteher zwei Herren ins Koupe hinein, die nicht gerade sehr freundlich vom „Inhaber“ des Koupes willkom- men geheißen wurden und taum einen Dant auf ihre Begrüßung erhielten. Dann aber setzte sich der Zug in Be- wegung. Als dann aber wenige Mi- nuten darauf einer der beiden Ein- dringlinge eine der Fenster öffnen wollte, protestierte Herr Stadtrath Hil- bert ganz energisch dagegen mit den Worten: „Nein, mein Herr, das kann ich nicht vertragen! Bitte, lassen Sie das Fenster zu!“

„Aber, mein Herr, wenn ein Fenster geöffnet wird, zieht das ja nicht!“ re- monstrierte der Luftfreund. „Nein, nein, ich bitte Sie, ich kann das absolut nicht vertragen! Es ist mein Tod!“ sagte Stadtrath Hilbert ängstlich, aber höflich. „Ja, dann muß ich mich wohl be- scheiden“, meinte der Luftfreund, wo- rauf sein Reisegefährte lachend zu ihm sagte: „Wir sind eben in Deutschland, lieber Doktor!“

„Was wollen Sie damit sagen?“ fragte Herr Stadtrath Hilbert. „Damit will ich sagen, mein Herr, daß man in Deutschland leider noch allzu luftfeindlich ist. In England — mein Freund ist ein englischer Arzt — ist man glücklicherweise über diese Luftfeindlichkeit längst hinaus. Und meinem Freunde gehört die Anerken- nung, daß er wesentlich hierzu beigetra- gen hat!“

„Wodurch, wenn ich fragen darf? Ich bitte, das nicht als bloße Neu- gierde zu betrachten. Mein eigener lei- dender Zustand zwingt mich leider, mich für derartige Fragen lebhaft zu interessieren.“ „Wodurch, mein Herr? Mein Freund ist der bekante Dr. Thomas Robertson.“ Die Herren verneigten sich leicht ge- gen einander, während Herr Stad- rath Hilbert seinen Namen vor sich hinstimmelte. Dann fuhr jener fort: „Geben Sie noch nichts von der be- rühmten Robertson-Kur gehört?“ „Nein, noch nie!“ antwortete Herr Hilbert treuerberzig.

„Wunderbar, wenn Sie sich für der- artige Fragen interessieren! Gestern hielt mein Freund in der Medizinischen Gesellschaft in Berlin einen Vortrag über seine berühmte Kur. Die deutschen Kollegen nahmen ihn mit Entzücken auf. Jetzt gehen wir nach Heidelberg, wo Dr. Robertson auf Einladung der medizinischen Fa- kultät ebenfalls seine Kur erläutern wird!“

„Und was bezweckt diese Kur, wenn ich fragen darf?“ „Meine Kur, mein Herr“, nahm nun Dr. Robertson in beinahe feierlichem Tone selbst das Wort, „bezweckt, jener, verzeihen Sie, lächerlichen Luftfein- dlichkeit mit einem Schläge ein Ende zu machen. Auch meine deutschen Kol- legen sind längst dahinter gekommen, daß die Luft und der sogenannte Zug- wind keine Feinde, sondern Freunde der leidenden Menschheit sind. Aber die Aerzte konnten solange gegen die Luftfeindlichkeit der meisten Menschen nichts ausrichten, so lange es in der That noch immer zahlreiche Menschen gab, die durch Zugwind Reizen und Gliederschmerzen und dergleichen Lei- den sich zuzogen. Wer sich meiner Kur unterworfen hat, mein Herr, empfin- det den Zugwind nur noch als Wohl- that, und mochte er auch vordem von Rheumatismus, Zschias und Gicht noch so sehr geplagt worden sein. Ich

hatte das Glück vorgestern, einen Tag vor meinem Vortrag, einen von schwe- rem Gelenkrheumatismus geplagten Kranken durch Professor J. zugeführt zu erhalten, den ich gestern früh meiner Kur unterwarf und Abends als vollkommen genesen meinen Berliner Kollegen vorstellte.“ „Es erregte geradezu Heiterkeit“, so nahm der andere Herr das Wort, „wie der Genesene von seiner bisherigen Luftfeindlichkeit erzählte und be- richtete, wie ihm jedes Lüftchen ge- schadet hat, und wie er nun gestern sich ostentativ dem Zugwinde aussetzte und sich dabei behaglich fühlte!“ Herr Stadtrath Max Hilbert hörte immer interessanter zu. Endlich erzählte er, daß er selbst an allerlei rheumatischen Schmerzen leide und im Begriff sei, nach Wiesbaden zu reisen, dessen warme Quellen ihm zwar etwas im vorigen Jahre geholfen hät- ten, aber leider doch nicht für die Dauer.

„Ja, wenn Sie in Kasel übernachten würden, wie wir es beabsichtigen, könnte ich mit Ihnen eine Kur vorneh- men!“ sagte lachend Dr. Robertson. Und sein Gefährte fügte hinzu: „Dann könnten Sie, anstatt zu baden und stundenlang danach in Decken ein- gehüllt auf dem Sofa zu liegen, sich in Wiesbaden gut amüsieren.“ Herr Stadtrath Hilbert sah das Vortheilhafte eines solchen Vorschlages sehr bald ein. Er erkundigte sich, wo- rin die Kur bestehe.

Dr. Robertson erklärte ihm, daß sie sehr einfach sei: Der Kranke werde mit einem von ihm erfundenen Prä- parat eingeriesen, was keineswegs schmerzhaft sei. Die Zusammenset- zung dieses Präparats könne er frei- lich nicht verrathen, da er mit einer großen chemischen Fabrik wegen An- kauf des Rezeptes in Unterhandlung stehe.

Auf die Frage nach dem Honorar für die Kur, meinte Dr. Robertson sehr höflich und lachend, daß er sich ein Vergnügen machen werde, eben Herrn Stadtrath ganz umsonst zu be- handeln. Er sei dabei durchaus nicht unheimig, denn jeder Geheilte würde zweifellos zu einem Lobredner seiner Kur werden, durch die er be- rühmt und reichlich würde, zumal wenn sie im luftfeindlichen Deutsch- land eingeführt würde. Es liege ihm, gerade daran, an einflußreichen Kran- ken aus den gebildeten Kreisen seine Kur versuchen zu dürfen. Und er würde sich allerdings vorbehalten, den Erfolg der Kur, an dem nicht zu zweifeln sei, in der medizinischen Fach- presse bekannt zu machen.

Herrn Stadtrath Hilbert wurde es bei diesen Worten beinahe wibelig im Kopf. Die medizinische Welt würde sich für ihn, den Stadtrath aus Ziefen, interessieren. Er würde sich gewiß- fermaßen verbieten machen um die Einführung einer epochemachenden Entdeckung. — So ungefähr fügte noch halb scherzend, halb ernsthaft, der Reisegefährte des Dr. Robertson hin- zu, — sein Bild würde in den illus- trirten Blättern erscheinen. Und es bedurfte keines weiteren Zuredens mehr: Herr Stadtrath Hilbert unter- brach mit den beiden Herren in Kasel die Fahrt. Der Koffer des Herrn Hilbert wurde auf der Bahn gelassen, die Reisegefellen der beiden Herren gingen, wie sie sagten, ohnedies weiter nach Heidelberg, nur eine kleine Hand- tasche nahmen sie mit nach Kasel, wo die Herren gemeinschaftlich im Hotel nahe dem Bahnhof abstiegen.

In fröhlicher Stimmung nahmen alle drei gemeinschaftlich ein gutes Abendessen ein; auf das Wohl des Stadtrathes aus Ziefen wurde eine Flasche Sekt geleert, die dieser zu be- stellen sich nicht nehmen ließ, dann be- gab man sich gemeinschaftlich auf die Zimmer, die man nebeneinander ge- wöhlt hatte.

Im Zimmer des Herrn Hilbert wurde sodann die „Kur“ vorgenommen. Herr Hilbert mußte sich vollstän- dig seiner Kleidung entledigen; Dr. Robertson kloppte seinen Brustkasten, horchte auf der Brust und am Rücken. Dann mußte sich Herr Hil- bert auf die Matratze legen, während dessen Dr. Robertson eine Flasche aus seinem Zimmer holte. Darauf begann er den Patienten mit der Flüssigkeit, die stark nach Spiritus roth, einzureiben, nicht sonderlich stark. Aber gleichwohl brannte es tüchtig. Der ganze Körper wurde ein- gerieben, und als das geschehen war, packten beide Herren Betten auf den Patienten hinauf. Daß sie diese auch mit Stricken umwandten, konnte der bis über die Nase eingehüllte Patient nicht mehr sehen. So sollte er eine Stunde lang liegen bleiben, damit er tüchtig schwitze.

„Ein nobler Kutscher. Gnädiger Herr, wenn Sie eine Maß zahlen, sahre ich Sie durch den Wald zurück, und wenn Sie noch eine Maß zahlen, zeige ich Ihnen auch den Aussichtspunkt!“ „Nun, und wenn ich noch eine Maß zahle?“ „Dann — dürfen S' — Du zu mir sagen!“

Das that er auch; er blieb sogar länger liegen, denn er schlief ein. Und als er erwachte, war weder vom Dr. Robertson, noch von dessen Freund et- was zu sehen. Er konnte sich nur durch Rufen dem Dienstpersonal be- merkbar machen, das ihn nach langem und bangem Warten aus der recht fa- talen Situation befreite. Daß natür- lich aus seinen Kleidern alle Werthge- genstände von den Gaunern mitge- nommen waren und diese auch den Reisetoffer auf der Bahn laut des im Besitz des Stadtraths befindlich ge- wesenen Aufsenwahrscheines ge- hoben hatten, ist selbstverständlich. Sie waren noch in der Nacht abgereist, um weiter Propaganda für die Robert- son-Kur zu machen. Luftfeindliche finden sie ja in jedem Eisenbahn- Koupe.

Taube und Habicht.

„Ein Freund“ sandte jüngst dem „Berliner Tageblatt“ folgende interes- sante Mitteilung: Am Zeughaufe ni- sten zwischen dem heraldischen Schmutd über den Fensterbänken verweilte Tauben. Als gestern früh einige von diesen Tauben über dem Dache hin- und herflogen, fuhr ein Habicht, vom Museum herüberstreichend, unter sie. Die erschreckten Thiere flüchteten nach ihren Verstecken, in die ihnen der Stöher folgte. Dieser kam aber bald wieder, ohne Beute gemacht zu haben, hervor, und strich nach dem Dom ab, wobei ihn die am Opernplage und über dem Lustgarten sich aufhaltenden zahlreichen Turmschwalben mit wü- thendem Geschrei anfielen und zu ver- wirren suchten. Bei einem ähnlichen Vorgehen an derselben Stelle ereignete es sich vor Jahren, daß eine vor dem Habicht fliehende Taube durch das of- fene Fenster in einen Salon des kai- serlichen Palais Unter den Linden ein- drang, in das ihr der gierige Raubvogel folgte. Die Taube sank erschöpft auf das Pflaster nieder, und der Habicht entlosh auf demselben Wege, auf dem er gekommen war. Im Salon befand sich die Kaiserin Au- gusta bei der Morgen Toilette. Nach- dem sie sich vom Schred erholt hatte, beschloß sie die Aufnahme der Taube und ordnete ihre Pflege an. Das hübsche, kupferrothe Thierchen wurde in einen Käfig gethan und erhielt den Namen „Lotte“, auf den es später auch hörte. Nach einiger Zeit ließ man „Lotte“ frei; aber sie wich nicht mehr vom Palais und seiner nächsten Um- gebung, sie machte höchstens die kleine Besuchstour nach dem Zeughaufe zu ihren früheren Kollegen und Kollegin- nen hinüber. Oft sah man sie auch am Fenster des historischen Szim- mers sitzen, wo sie Kaiser Wilhelm der Erste selbst fütterte. „Lotte“ ist alt geworden und hat ihre Pfleger lange überlebt.

Ein „Wüstency n.“

Von einem originellen Wittgeffen, das dasjenige des Trimalchio noch zu übertreffen scheint, wissen italienische Zeitungen zu berichten. William Wal- dorf Astor, der vielfache Millionär, ist es, der die alten Römer nachzuah- men beabsichtigt. Zu einem Gastmahl in Mario hatte er eine Anzahl Gäste geladen. Man nahm an einer quadra- tiformigen Tafel Platz — sieben Per- sonen an jeder Seite — auf der die ägyptische Wüste nachgebildet war. Der weiße Wüstensand bestand in Streuzucker, und auf dem Sande er- schienen in vollendetester Nachbildung kleine Figuren: Männer, Frauen, Kam- mele und ganze Karawanen. Kleine Häuschen, aus Miniaturpalmen gebil- det, Dafen und fließende Wasser er- freuten das Auge. In der Mitte er- hoben sich die Pyramiden und die Sphinx, mit dem fließenden Nil, auf dem sich Barken, mit kleinen Arabern darin, schaukelten. Nach dem Gesto- renen wurde eine große Schale mit kleinen goldenen Haden und Schau- feln für die Geladenen heringebacht und die Gäste wurden aufgefordert, Ausgrabungen in der Wüste vorzu- nehmen. Es wurden nun ebensoviele alte ägyptische Schmuckstücke als Ta- geslicht befördert als Gäste vorhanden waren, den letzteren wurden dann die Gegenstände als Gastgeschenk über- reichte. Jedes einzelne Schmuckstück hatte einen Werth von einigen tausend Francs.

Ein nobler Kutscher.

„Gnädiger Herr, wenn Sie eine Maß zahlen, sahre ich Sie durch den Wald zurück, und wenn Sie noch eine Maß zahlen, zeige ich Ihnen auch den Aussichtspunkt!“ „Nun, und wenn ich noch eine Maß zahle?“ „Dann — dürfen S' — Du zu mir sagen!“

Auch ein Beruf.

„Sie sind wohl Rentier, Herr Ma- yer?“ „Nein, lachender Erbe!“

Scherzstück.

Verleger (zum Chefredakteur): „Um Simmelswillen, nehmen Sie nur rasch den „Feuilleton-Redakteur Schmeier“ in ein anderes Ressort unseres Blat- tes!... Sie scheinen noch gar nichts zu wissen!... Der ist seit drei Tagen verlobt und hat seitdem nicht weniger als 890 lyrische Gedichte acceptirt!“